

Wunden, die der Krieg geschlagen, unter einer Neublüte der Kunst verschwanden.

Nach all den Jahrzehnten der Angst und Not hatte sich der Bevölkerung eine große Lebensfröhlichkeit bemächtigt. Das merkte man an den Formen, mit denen die Leute sich in all ihrem Hausgerät umgaben und die, auch ins Gotteshaus übertragen, selbst die düsteren Stätten und Sinnbilder des Todes verschönten.

Wer fragte wohl danach, daß diese Formen im leichtlebigen Nachbarlande entstanden waren und dort am Hof eines prachtliebenden Fürsten ihre höchste Vollkommenheit erreichten? War die Welt doch eine große Gemeinschaft und Menschheitsverbrüderung das schönste Ziel.

Als gar die neue Orgel aufgestellt war und mit den Brüstungen der Galerien auf dem mittelalterlichen Unterbau im zierlichen Weiß-Gold ihres Rankenwerks erblühte, da mußte selbst der abgesetzteste Widersacher alles Neuen und fremdländisch Beeinflußten schweigend anerkennen, daß dies Wunderwerk wie etwas Natürliches aus den Bedingungen der Vergangenheit in die Gegenwart hineingewachsen war.

Auch die lebenslustige, sorglose Zeit wellte dahin, wie alle vorangegangenen. Weltgeschichtliche Aufgaben, die man im tändelnden Schritt der Tage als unbequem von einem Mal zum andern aufgeschoben, drängten zur Lösung. Ein fühner Feldherr schritt als Eroberer über die Welt. Er dünkte sich den Cäsaren gleich und umgab sich mit dem feierlichen Prunk altrömischer Herrscher. Damit vollführte er nur, was ringsum alle wollten, weil sie meinten, daß die Zeit, viele Jahrhunderte der Entwicklung überspringend, zum andern Mal in gleicher Weise sich erneuere.

Das verspürte auch unser Dom. An seinem Querschiff wurden zwei Grabmäler errichtet. Das eine war die Ruhestätte eines Kriegers und mit einer Trophäe von Waffen geschmückt, die ein römischer Helm krönte, das andere, dem Andenken eines jungen Mädchens gewidmet, stellte einen nackten Genius dar, der die erlöschende Fadel zu Boden senkt.

Es waren dies die letzten Zeichen, in denen sich ein heroischer und idealer Geist ausdrückte, die das Gotteshaus zu sehen bekam. Denn jetzt folgte eine ruhige Zeit bürgerlicher Genügsamkeit, ja Dürftigkeit der Lebenshaltung, als eine Folge der mit großen Opfern an Gut und Blut vollzogenen Umgestaltung aller überlieferten Verhältnisse.

So dämmerte denn unser Dom dahin. Wohl fanden sich die Gläubigen zur Andacht ein, doch wurden sie sich kaum all der Schönheit bewußt, die sie umgab. Künstler kamen, die mit Stift und Pinsel den Zauber des geschichtlich Gewordenen festhielten, und im Bann dieses Zaubers enthüllten sich den jungen Dichtern große Gedanken und sagenhafte Erinnerungen an des alten Reiches Macht und Herrlichkeit.

Sie fragten nicht, was es war, das sie in seinen Bann zog. Aber es war sicher das Göttliche, was all die Schöpfungen verschiedenster Zeiten und Menschen zu einem großen Wohlklang hatte zusammenklingen lassen, wie draußen in der Natur die mannigfachen Bäume, Blumen und Gräser zu einem großen Dom göttlicher Allgegenwart aufwachsen.

Die Söhne des Landes verehrten drum auch das Gotteshaus als höchstes Heiligtum, als Sinnbild von des Volkes gewaltiger Geschichte und hegten in ihrem Innern große und tapfere Gedanken. Sie waren bereit, das Denkmal der Väter mit den Waffen gegen jeden feindlichen Ansturm zu beschützen.

Doch auch dieser geruhige Zustand mußte wie alle früheren etwas Neuem weichen. Die Künstler und Dichter wurden immer rarer oder wagten sich mit ihren Stimmen nicht mehr hervor. Denn die Zeit war gar grausam gelehrt geworden. Man wollte nichts mehr glauben, was man nicht mit seinen eigenen Augen gesehen hatte. Und die Wissenschaft machte auch vor unserm Dom nicht halt. Die Kunstgelehrten hatten an allem herumzundörgeln. Sie teilten, was sie fanden, nach seinem vermeintlichen Wert in verschiedene Grade ein, und so wurde denn vieles, was solange in Ehren bestanden hatte, zur Nichtswürdigkeit verdammt. Vor allem aber mußten sie doch alles in ein System bringen, und da ging es dem armen Dom erst schlecht.

«Gar keine Einheitlichkeit des Stils», riefen die einen. Sie meinten, das Gebäude müßte bis zum letzten Stein im Sinne

des Gründers ausgebaut werden. «Nein», meinten die andern, der alte Kaiser hätte ja die ersten Bauglieder aus dem Welschlande herbeigeschleppt und damit von vorneherein dem Volk eine fremde Kunst gebracht. Deutsch sei nur das, was unter seinem Nachkommen im eigenen Lande entstanden wäre — und so weiter.

Wenn sie sich nur untereinander befehdet und ihr Für und Wider in wissenschaftlichen Streitschriften niedergelegt hätten, so wäre damit weiter kein Schade geschehen, womöglich hätte gar die Kunst manch weise Lehre, die ihr bis dahin nicht bewußt, annehmen können.

Aber anstatt die Waffen gegeneinander zu gebrauchen, fehrten sie dieselben, einmal ins Gotteshaus eingedrungen, gegen die unschuldigen und hilflosen Gegenstände.

Zunächst mußte alles daran glauben, was nicht wenigstens fünfhundert Jahre alt war. Selbst geschichtliche Überlieferungen, vor denen ja auch gelehrte Häupter Respekt zu haben pflegen, halfen diesmal nicht.

Die zierlich umrankte Orgel, auf der der große deutsche Meister der weltfreudigen Musik seine frühesten Proben als Wunderkind abgelegt hatte, fiel als erstes Opfer. Das bequeme Kirchengestühl mit den schwungvollen Formen, die wie leise bewegte Wellen gegen die starren Pfeilerfodel anschwellen, wurde zu Brennholz zerhackt. Die Kanzel bekam ein Begräbniß erster Klasse im neugegründeten Stadtmuseum, doch kam der Baldachin, weil er nicht den gleichen Stil aufwies, in eine andere Ab- teilung.

Die Vertreter des Urstils der Kirche fanden sogar die mittelalterlichen Chorbühnen mit den geschnitzten Figuren an den Armlehnen, den Mönchen und Narren, den klugen und törichten Jungfrauen zu kraus und weltlich.

Was nicht niet- und nagelfest war, wurde herausgerissen und wanderte zum Tröbler.

Bis endlich nichts mehr an die wechselnden Zeitläufe und deren Wollen und Streben erinnerte.

Dafür war das ganze Haus jetzt stilvoll hergerichtet. Man hatte sich auf eine Mischung des sogenannten romanischen und gotischen Stils geeinigt, um so beide feindlichen Gruppen zu versöhnen.

Ein Architekturprofessor hatte die Anordnung getroffen. Er war jahrelang in der ganzen Welt herumgereist und hatte sich alle Motive zusammengezeichnet, die vor mehr als fünfhundert Jahren irgendwo gebraucht worden waren, genau in allen Maßen und Verhältnissen, so daß man jetzt im Dom alles schön beisammen fand. Ein großes leistungsfähiges Geschäft hatte die Ausführung zum billigsten Preise übernommen.

Ein paar weltfremde Freunde der Vergangenheit hatten wohl einen schwachen Protest gegen die Verunstaltung der Kirche versucht, doch sie waren im Rat der Gemeinde überstimmt und allgemein verlacht worden. Galt es doch, für den Baukünstler öffentliche Ehren und Verdienst, für eine Reihe von Unternehmen jahrzehntelang lohnende Beschäftigung zu erhalten. Und das Wohl der Gemeinde mußte man doch wahren! Oh ja, das verstanden schon die Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die im Rat beisammen saßen.

Nur daß, als das frisch zurechtgezimmerte Gotteshaus endlich wieder zugänglich gemacht und der erste Rausch der Festesfreude verslogen war, es niemand mehr so recht darin behagen mochte.

Das Gestühl war so hölzern und kantig als möglich, überall sah man die gleichen langweiligen Spitzbogen nebeneinandergestellt, ob es sich nun um den Altar, die Kanzel oder die Orgel- emporen handelte.

Man hatte ganz vergessen, daß all das Frühere, bis hinab zum kleinsten Zierat und Plunder, doch mit persönlicher Hingabe und Liebe gemacht war, daß all die biedern Handwerksmeister inmitten der engen Bedingtheiten ihrer Zeit nicht das Göttliche darüber vergessen und stets, was sie auch vornahmen, das Höchstmögliche und Gott Wohlgefälligste erstrebt hatten.

Man hatte nicht begriffen, was man bei einem Rückblick in die Vergangenheit doch ohne weiteres hätte begreifen sollen, daß sich die Weltentwicklung nicht wieder auf eine entschwundene Zeit